

Die vorliegende Anthologie will nun Auseinandersetzungen mit solchen Themen von Frauen, die ganz bewusst mehrheitlich arabische und/oder muslimische Migrantinnen, binationale und arabische Musliminnen sind, der deutschsprachigen Öffentlichkeit zugänglich machen. Neben den zahlreichen weniger bekannten Autorinnen finden sich auch die prominenten Namen von Leila Ahmad, Fatima Merissi und Nawal El-Saadawi. Doch ich will auch Irmgard Pinn und Marlies Wehner nicht unerwähnt lassen, da sie sich hierzulande schon lange und sehr engagiert mit derartigen Fragen beschäftigen.

Das Spektrum der 19 Beiträge, von denen viele im Laufe der 1990er-Jahre entstanden, ist sehr breit: Die Autorinnen des ersten Teils setzen sich wissenschaftlich mit den westlichen Bildern der arabischen bzw. muslimischen Frau in Vergangenheit und Gegenwart auseinander und untersuchen ihre jeweiligen Funktionen, u.a. für die Frauenbewegung. Im zweiten Teil geht es um muslimische Sexualitäts- und Körperkonzepte bezüglich Frauen und die mögliche Bedeutung islamistischer Bewegungen für Musliminnen. Darüber hinaus wird die Stellung der Frau im Koran kritisch beleuchtet und der Mythos ausgeräumt, nach dem es im Islam angeblich legitim sei, muslimische Frauen und Mädchen ohne ihr Einverständnis (zwangs-) zu verheiraten. Besonders hat mir der große Umfang an teilweise sehr persönlichen Berichten und essayistischen Texten gefallen, die der dritte Teil umfasst. Sie stellen – auch mit einer Kurzgeschichte – unterschiedliche Lebensrealitäten, Selbstbilder und Identifikationsmöglichkeiten arabischer bzw. muslimischer Frauen vor.

Diese Textsammlung, die unterschiedlichste Perspektiven zum muslimischen oder arabischen Frausein gelungen in sich vereint, soll, ist Youssefs Hoffnung, „den Blick auf die ‚Anderen‘ und damit auf sich selbst ... ‚entschleiern‘.“ (S. 22, Hervorh. i. O.) Dass sie die Anthologie dabei als eine Art Grundlagenwerk und neuartige Diskussionsbasis für den deutschsprachigen Raum ausweist, ist sicherlich berechtigt.

Mona Hanafi El Siofi

Gender und Islam

Peripherie – Zeitschrift für Politik und Ökonomie in der Dritten Welt, Nr.95, 24. Jahrgang: *Gender und Islam*, Münster 2004 (Verlag Westfälisches Dampfboot, 144 S., 9,10 €, bestellbar unter <http://www.zeitschrift-peripherie.de>)

Entgegen westlicher Mainstream-Meinung sind schlechte oder verschlechterte Lebensbedingungen von Frauen in muslimischen Gesellschaften nicht generell einfach auf ‚den‘ Islam zurückführbar. So zeigt *Nadja Al-Ali* in ihrem Aufsatz für den Band *Gender und Islam* der Zeitschrift *Peripherie*, dass im Irak durch die Sanktionspolitik seit 1990 und die amerikanische Invasion 2003 Handlungsspielräume,

Bildungsmöglichkeiten und die Sicherheit von Frauen entscheidend geschwächt wurden. Bis etwa 1990 hatten Frauen unter dem Regime von Saddam Hussein den höchsten Bildungsstand in der gesamten Region, waren sie in großem Umfang erwerbstätig sowie auf fast allen Ebenen staatlicher Institutionen und Bürokratie aktiv. Begründet werden kann das mit der damaligen Knappheit an Humanressourcen, die auch schon im Westen zur Integration von Frauen auf dem Arbeitsmarkt führte. Erst die schwierige politische und ökonomische Lage führte zu einem verstärkten Konservatismus in den Geschlechterverhältnissen und das säkulare Regime begann sich ‚islamischer‘ Symbole zu bedienen, um die Inklusionspolitik aufzugeben. Gegenwärtige islamistische Zielsetzungen kennzeichnen den Bruch mit dem alten Regime, vor allem aber den Widerstand gegen die Besatzungsmächte. Hatten Letztere sich als integralen Bestandteil des ‚Befreiungskriegs‘ Frauenrechte und Gleichheit auf die Fahnen geschrieben, nimmt man diese im Irak nun als Teil westlicher Pläne wahr, die dem Land eine fremde Kultur und Moral aufzwingen möchten. ‚Islam‘ wird jetzt also für das Erreichen einer eigenständigen nationalen Identität und Unabhängigkeit instrumentalisiert. Der bis heute anhaltende Mangel an physischer Sicherheit beeinträchtigt jedoch genauso die Beteiligung der Irakerinnen am Wiederaufbau und ihrer politischen Zukunft. Um die Frauen in sensibler Weise zu stärken, schlägt Al-Ali, neben einer Förderung ihrer Vernetzung mit nicht-westlichen Organisationen und Aktivistinnen, u.a. vor,

„von einer feministischen, an Rechten orientierten Sprache überzugehen zu einer Sprache, die Bildung, Ausbildung und Partizipation bei der Rekonstruktion in den Vordergrund rückt und sich so auf einen modernistischen Entwicklungsdiskurs bezieht.“ (S. 281)

Dass in der muslimischen Gesellschaft Nord-Nigerias Hausa-Frauen bei Ehestreitigkeiten Scharia-Gerichte zu ihrem persönlichen Vorteil nutzen, obwohl sie andere nationale Gerichtshöfe in Familienangelegenheiten wählen könnten, wird im Artikel von *Fatima Adamu* ausführlich dargestellt. Seit aus politischen Gründen (Korruption, Armut u.ä.) der Geltungsbereich der Scharia immer wieder auch für Zivil- und Strafrecht eingefordert und 1999 darauf ausgeweitet wurde, kristallisiert sich an den Scharia-Gerichtshöfen jedoch eine unrechtmäßige Klassen- und *Gender*-Voreingenommenheit heraus: Die Scharia trifft in erster Linie die Armen und bei ‚Unzucht‘ werden Frauen meist allein verurteilt und bestraft, ohne dass Umstände wie eine Vergewaltigung berücksichtigt würden. In diesem Text hätte ich es – v.a. als eine mögliche politische Implikation – günstig gefunden, kurz darauf hinzuweisen, dass *eine* allgemein gültige Scharia eigentlich gar nicht existiert. Vielmehr gibt es vier so genannte Rechtsschulen, die unterschiedliche Auslegungen als ‚Scharia‘ begreifen. Steht z.B. bei der in Nord-Nigeria angewandten Rechtsschule auf nachweislichen Ehebruch die Todesstrafe durch Steinigung, so wird Ehebruch in anderen Rechtsschulen ‚nur‘ mit hundert, nicht-tödlichen Peitschenhieben geahndet.

Die Diskurse um ‚den‘ Islam können aber auch Handlungsspielräume und das *empowerment* von Frauen erweitern. Wurde unter Mustafa Kemal Atatürk

die Frauenfrage für die laizistische Staatsbildung der Türkei funktionalisiert und gegen das Kopftuch als Symbol von ‚Rückständigkeit‘ polemisiert, erfährt Letzteres heute eine positive Umdeutung. Die „islamische Bedeckung“, wie *Renate Kreile* deutlich macht, wird als Zeichen einer sozialen Unterscheidung eingesetzt, die den moralisch fragwürdigen Lebensstil der kemalistisch geprägten Machtelite zugunsten eines neuen Wertesystems anführt. Gleichzeitig ist sie Symbol einer vereinheitlichenden, klassenübergreifenden Identität und Solidarität. Aus der Sicht der gebildeten, jungen Frauen, die diese Ideologie mittragen, sollen gerade die so genannte islamische Kleidung und das Kopftuch ihnen die Möglichkeit bieten, die angestrebte Geschlechtersegregation faktisch aufzuheben und symbolisch fortzuführen, um politisch und beruflich aktiv sein zu können. Damit sind die Frauen sozialmoralisch abgesichert und empfinden dies nicht als unterdrückerisch, sondern als Befreiung von den Zwängen der Mode- und Konsumindustrie.

Gudrun Lachenmann analysiert die heterogene Einbettung und Vereinnahmung von Frauen in bäuerlichen, Nichtregierungs- und Frauenorganisationen überwiegend muslimischer Länder Westafrikas. Vor allem im Senegal spielten bisher muslimische Bruderschaften und bäuerliche Organisationen, in denen sich Frauen überaus stark beteiligen, eine wichtige Rolle in der Vermittlung zwischen lokaler Bevölkerung und säkularem Staat, damit „nicht zuletzt auch Frauen, nicht Probleme hinsichtlich moralischer und religiöser Regeln bekommen.“ (S. 323) Neuerdings werden aber durch staatliche Dezentralisierungsmaßnahmen und Demokratisierungsbemühungen Frauen tendenziell aus der nationalen Politik, stärker noch aus der lokalen Selbstverwaltung und Marktregulierung ausgeschlossen, wo sie traditionell neben intensiver Wirtschaftstätigkeit und Entwicklungsanstrengungen sehr aktiv sind.

Muslimische Geschlechterbeziehungen werden außerdem durch ökonomisch unentbehrliche Arbeitsmigration re-konzeptualisiert. *Petra Dannecker* beschreibt, welche Auswirkungen das in Bangladesh auf weibliche Migration zurückzuführende, neu formulierte Konstrukt einer ‚guten‘ Muslima auf die Migrantinnen hat. Und als letzter Beitrag zum Thema *Gender* und Islam in dieser Ausgabe zeigt die sehr kluge Diskussion von *Katajun Amirpur*, die selbst kein Kopftuch trägt, warum die Gleichung „Schleier = Frauenunterdrückung“ (S. 363) in den aktuellen europäischen Debatten nicht aufgeht.

Vor dem Hintergrund, dass in vielen überwiegend muslimischen Gesellschaften ‚der‘ Islam als Gegenmodell zum Westen bzw. zur Verwestlichung zunehmend an politischer Bedeutung gewinnt, will das Editorial der Zeitschrift *Peripherie* in dem hier vorgestellten Band darauf aufmerksam machen, dass die Politisierung des Islam in den einzelnen lokalen, regionalen und kulturellen Zusammenhängen grundsätzliche Unterschiede aufweist, insbesondere hinsichtlich der Situation von Frauen. Jedoch könne man in vielen Gesellschaften eine Entwicklung beobachten, „in der der Diskurs um einen globalen Islam zu einer Homogenisierung dieser Lebenswelten führt und lokale Praktiken (...) in Frage gestellt werden“ (S. 260).

Leider wird an der Stelle nicht genau ausgeführt, in welcher Hinsicht genau von einer ‚Homogenisierung von Lebenswelten‘ die Rede sein kann. Den allzu plakativ eingespielten Diskurs um ‚einen authentischen‘, ‚einen globalen Islam‘ möchte ich daher zumindest in Zweifel ziehen. Meiner Ansicht nach muss zwischen ‚authentisch‘-traditionalistischen und ‚authentisch‘-reformerischen Ansätzen innerhalb des politisierten Diskurses um Islam unterschieden werden. Mit Ersterem meine ich Ansätze, die strikt patriarchal ausgerichtete Interpretationen des Islam favorisieren, mit Letzterem Ansätze, die sich unter Berufung auf islamische Primärquellen auch für eine elementare (Wieder-)Verbesserung des Status und der Lebenssituation von Frauen einsetzen. Die notwendige Differenzierung im Rahmen des genannten Diskurses wird in der Summe der vorliegenden Beiträge zumindest implizit vorgenommen. So ist diese Textsammlung nicht zuletzt aufgrund der Heterogenität ihrer Themen sehr zu empfehlen.

Antonia Ingelfinger

„I appropriate therefore I am“ – Künstlerinnen der Gegenwart

Isabelle Graw: *Die bessere Hälfte. Künstlerinnen des 20. und 21. Jahrhunderts*, Köln 2003 (DuMont Literatur und Kunst Verlag, 272 S., 24,90 €).

Seit den 1980er Jahren etablieren sich verstärkt Künstlerinnen auf dem internationalen Kunstmarkt, nachdem sie dort lange Zeit eher die Ausnahme bildeten. Ganz zu schweigen von der Kunstgeschichtsschreibung, aus der sie über die Jahrhunderte fast vollständig ausgeschlossen waren, da Frauen traditionell ein Mangel an Originalität zugeschrieben wird, was bekanntlich zu den zentralen Mythen der künstlerischen Produktion zählt. Was ist also geschehen? Wird Künstlerinnen gegen Ende des 20. Jahrhunderts plötzlich Originalität zugetraut und bescheinigt, oder haben sich einfach ‚nur‘ die Bewertungsparameter künstlerischer Leistung radikal verändert? Wenn man der Kunstkritikerin, Herausgeberin und Redakteurin der Zeitschrift *Texte zur Kunst*, Isabelle Graw, glauben darf, trifft vor allem Letzteres zu. Denn die vermehrte Gegenwart anerkannter Künstlerinnen in Museen und auf dem Kunstmarkt fällt mit der Etablierung der *Appropriation Art* zusammen, die nach der in dieser Kunstrichtung praktizierten künstlerischen Strategie der expliziten Aneignung von ‚Vorbildern‘ benannt ist.

Graws ansprechend gestaltetes, mit zahlreichen Schwarz-Weiß-Abbildungen angereichertes Buch geht der Frage nach, warum erfolgreiche Künstlerinnen erfolgreich sind. Verteilt auf drei thematische Kapitel stellt sie zu diesem Zweck eine Anzahl von Künstlerinnen des 20. Jahrhunderts mit dem Schwerpunkt der 80er und 90er Jahre vor, die es in der Kunstszene und auf dem Kunstmarkt ‚geschafft‘ haben. Hierzu gehören u.a. Georgia O’Keeffe, Meret Oppenheim, Louise Lawler,